

**Zeitschrift:** Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz  
**Herausgeber:** Franz Otto Schmid  
**Band:** 2 (1907-1908)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Zeitfragen  
**Autor:** Schmid, F.O.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-747813>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Zeitfragen.

1848—1874—1907.



Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete auch den andern dar."

Der, der so sprach, war keiner vom Stamme der Alexander und Cäsar, gehörte nicht zu denen, die mit den Waffen in der Hand den Erdball zu erobern suchten. Mit schwärmerischen Augen blickte er zu metaphysischer Höhe empor, um über der rohen Erde das Reich der Liebe zu gründen. Nicht das Schwert sollte die Völker in Zukunft mehr fressen wie noch zur Zeit Moses und der Propheten. Die Liebe, die allgewaltige, sollte an dessen Stelle treten. Heute noch lauscht der größte Teil der Kulturvölker diesen sanften Worten und befolgt sie auch, aber nur über der Erde — nicht unten. Oder ist es vielleicht nicht so? Ich will einen Professor der Weltgeschichte fragen. In seinem Buche finde ich die zornige Stelle: „Die Einführung des Christentums hat es nicht zu ändern vermocht, daß sich die Völker nach wie vor in blutigen Kriegen zerfleischten. Man hat im Gegenteil im Lauf der Jahrhunderte und namentlich in neuester Zeit die Einrichtungen, die auf Vernichtung von Menschenleben ausgingen, immer mehr vervollkommen.“ Das stimmt gewiß. Und doch ist den meisten dieser Völker die milde Lehre des Nazareners bekannt. Warum wird sie nicht befolgt, warum werden alle Tage neue Mordmaschinen erfunden und eingeführt und dadurch die finanziellen Lasten so gehäuft, daß sie kaum mehr zu ertragen sind? Der kategorische Imperativ gibt die Antwort darauf. Glaubt man vielleicht, daß dies alles getan würde, wenn nicht die gebieterische Notwendigkeit dahinter stünde, wenn man nicht schon lange erkannt hätte, daß die Faust, die nicht gewaffnet, die Brust, die nicht geschützt ist, rettungslos verloren sind! Mit der bloßen Liebe kommt man nicht mehr aus, ist nie ausgekommen, auch nicht mit Wunderkünsten, wie noch Josua, der Sohn Nuns, da er in der Amoriterschlacht die Sonne stillstehen hieß zu Gibeon und den Mond im Tale Ajalon. „Da stund die Sonne und der Mond stille, bis daß sich das Volk an seinen Feinden rächete.“ Wir wissen, daß heute ein Volk mehr braucht, wenn es seine Unabhängigkeit bewahren will, wenn es nicht den Nacken beugen und in sklavischer Unterwürfigkeit auch die andere Backe zum Schlage darreichen soll. „Nicht durch die Schuld der Sterne, lieber Brutus, durch eigene Schuld nur sind wir Schwächlinge.“ Auch an dieser weisen Lehre des großen Briten wird niemand zweifeln.

Im Jahre 1848 war es zum erstenmal, daß in der Schweiz dieser Erkenntnis durch eine einheitliche Wehrverfassung Folge gegeben wurde. Zwanzig Jahre lang glaubte man es damit herrlich weit gebracht zu haben, bis der Krieg von 1870/71 mit erschreckender Deutlichkeit die Fehler dieser Wehrordnung enthüllte. Das zeitigte die neue Militärorganisation von 1874. Aber alle solchen Gesetze sind das Resultat bestimmter Zeitverhältnisse, die Not der Stunde hat sie geboren, und deshalb sind sie als etwas Starres und Gegebenes auch an diese bestimmten Verhältnisse gebunden. Das frisch pulsierende Leben aber, die unaufhaltsam nach vorwärts drängende Entwicklung lassen sich nicht in Systeme und Verordnungen einschachteln, die wie die platten Gassenweisheiten nur zu bald veralten. Das Leben schreitet über sie hinweg und wenn die toten Gesetze nicht durch neue, zeitgemäße ersetzt werden, so hindern sie jede freie Entfaltung eines Volkes.

Dem hat man vorzubeugen gesucht, indem man seit 1874 Lappen um Lappen und Flick um Flick ansetzte, bis es nicht mehr ging. Wieder trat die Notwendigkeit einer Revision gebieterisch an die obersten Behörden unseres Landes heran und nach der Absicht

weitausblickender Männer sollte es nun gleich einen tüchtigen Schritt vorwärts gehen. Aber der Bogen wurde etwas zu straff gespannt, dem Volke schien die Sache zu wohl ausgedacht und das neue Gesetz vermochte kaum in die Vorstadt seiner Zuneigung zu dringen. Am 3. November 1895 verwarfen die Winkelriedenkel die Revision mit 269,751 gegen 195,178 Stimmen und  $17\frac{1}{2}$  gegen  $4\frac{1}{2}$  Ständen. Vox populi, vox dei, läßt ein Sprichwort und da man nach dem ersten Hohenstaufen, oder wenn man lieber will, nach Gottfried August Bürger, nicht einmal an einem Kaiserwort dreh'n und deuteln soll, geschweige denn an einer Gottesstimme, so blieb nichts anderes übrig, als sich zu bescheiden. Wem an dem Ausbau unseres Wehrwesens und der Schlagfertigkeit der Armee aufrichtig gelegen war, tat's nicht mit fröhlichem Herzen. So wurde denn zehn weitere Jahre an der braven vierundsiebziger Verfassung herumgeslickt, bis sich die grollende Volksseele wieder etwas beruhigt hatte und man einen neuen Entwurf zur Diskussion stellen konnte. Am 12. April dieses Jahres wurde das durch die Zeitungen sattem bekanntes Gesetz in den Räten mit großem Mehr angenommen und am 3. November soll nun der Souverän über dessen Sein oder Nichtsein entscheiden.

Der Vater der neuen Militärorganisation ist Bundespräsident Müller, neben Forrer und Zemp wohl der tüchtigste Kopf in der obersten Behörde unseres Vaterlandes und dabei einer der vorzüglichsten Dialektiker, die wir besitzen. Er ist kein Ketzehue der Rede, in dem, was er sagt, liegt Sinn und Verstand, liegt Schwung und Tiefe, und von jener schwülstigen Rhetorik, die mit Phrasen arbeitet so lang wie der Hebel des Archimedes und so geschwollen und inhaltslos wie des lenden schwachen Polonius' Erzählung von der Krankheit des armen Dänenprinzen, ist er ebenso weit entfernt, wie von der trostlosen Nüchternheit eines vertrockneten Bureaufraten. Für die Ausgestaltung und Verbesserung unseres Heerwesens hat er Unendliches geleistet, das anerkennen selbst seine politischen Gegner. Und doch hat man ihn vor noch nicht so langer Zeit, als sich auf dem Militärdepartement einige Beamte Unregelmäßigkeiten zuschulden kommen ließen, für die er ebenso wenig konnte, wie der blutdürstige Nachfahre Caligulas und des Claudius auf dem römischen Kaiserthron für seine schlechten Verse, in gewöhnlicher Weise angegriffen, hat getan, als ob auf dem Militärdepartement lauter Betrüger und Schurken säßen. Das war nun freilich von der hero-worship Carlyles weit entfernt, aber wie es scheint, ist es des Landes so der Brauch verdiente Männer zu ehren.

Nach diesem Vorspiel hätte man nun fast zum Glauben kommen müssen, der neue Entwurf sei eines der plurimae leges, wie sie nach Tacitus aus der im Superlativ forrumpierten res publica hervorgehen sollen. Das ist nun glücklicherweise nicht der Fall. Daß das neue Militärgesetz nach seiner endgültigen Beratung durch die legislativen Behörden vorzüglich sei, kann kein Mensch behaupten, daß es gut ist und das unter den gegebenen Verhältnissen Erreichbare in sich schließt, wird keiner bestreiten wollen, der nicht über kleinlichen Sonderinteressen das Allgemein-Notwendige des großen Ganzen aus den Augen verliert. Ob es aber vom Volke angenommen wird, ist eine andere Frage. Die Zahl der Referendumsunterschriften ist eine außerordentlich hohe. Es ist auch nicht zu verkennen, daß die Stimmung im Volke trotz aller schönen Reden und gegenteiligen Behauptungen im allgemeinen keine günstige ist, und zwar nicht nur bei der Sozialdemokratie. Am 19. Juni 1906 sagte Ständerat v. Schumacher bei der Beratung des Gesetzes in dieser Behörde: „Ohne im übrigen in Einzelheiten einzutreten, möchte ich doch auf eine gewisse Verdrossenheit hinweisen, der wir leider bei Mannschaften und selbst bei Offizieren in einem, wie mir scheint, stets höheren Maße begegnen. Für unsere Militärbehörde dürfte es eine dankbare Sache sein, den Gründen dieser Erscheinung etwas nachzuspüren.“ Die Gründe sind Kennern des schweizerischen Volkscharakters so ziemlich bekannt. Neben andern mehr nebensächlichen Faktoren sind es vor allem zwei Momente, die diese Mißstimmung bei der Mannschaft und bei einem guten Teil der Offiziere hervor-

gerufen haben: Auf der einen Seite ein immer sich breiter machendes, höchst undemokratisches Gigerltum, auf der andern das starke Hineinspielen der Politik in militärische Dinge.

Wenn ich von Gigerltum spreche, so meine ich nicht in erster Linie das Auffallende und zum Widerspruch Herausfordernde in der Kleidung vieler Offiziere. Das ist mehr äußerlicher Natur. Sondern ich meine jenes ungesunde Nachtreten fremder Systeme, jenes frampfhafte gesuchte Schneidigseinwollen und Paradieren bei der Ausbildung der Truppen, das dann in seiner mißglückten Form doppelt lächerlich ist und unser Heerwesen so unpopulär wie möglich macht. Wer von den Offizieren und Unteroffizieren am meisten Lärm zu machen versteht, wer sich am lautesten vordrängt, um „schneidig“ zu erscheinen, der ist persona grata. Die ruhigeren, dem Streber- und Schreiertum abholden Elemente, die in der Regel auch die tüchtigeren sind, werden dadurch verstimmt, um so mehr als sie das Hohle und für unsere Verhältnisse Ungesunde des fremden Gewächses wohl erkennen. Und fremdes Gewächs ist dieses übertriebene Schneidigseinwollen. Offiziere, die lange im Ausland waren oder zu ihrer Ausbildung dahin gesandt wurden, haben es dort in sich aufgenommen, das Paradieswesen hat ihnen imponiert und nun sollte auch auf uns etwas von der Herrlichkeit kommen. Sie bedachten dabei nicht, daß man auf einem Brombeerstrauch keine Bananen züchten kann, daß das Extreme, das vielleicht noch für monarchische Staaten und stehende Heere paßt, aber auch dort schon bekämpft wird, unmöglich auch für eine Demokratie mit Milizsystem und bloß sechs- bis zwölfwöchentlicher Ausbildungszeit gut sein kann, daß es, auf dieses aufgepfropft, nichts anderes abgeben kann, als eine künstlich gezüchtete Treibhauspflanze, die vor dem ersten warmen Strahl der Sonne zu welken beginnt. Was nicht aus individuellen Bedingungen in naturgemäßer Entwicklung emporwächst, seine Wurzeln nicht in eigene Tiefen senkt, das stirbt ab, sobald die Wirklichkeit ihr Recht geltend macht. Gewiß, wir sollen vom Ausland lernen, soviel zu lernen ist, aber nicht das nachahmen, was auf unsere Verhältnisse nie und nimmer paßt. Man sollte sein, das was man scheint und was man nicht ist, sollte man auch nicht scheinen. Schon seiner Mohrschaft fähndend, der höchst verruchte Jago, hat das gewußt. Er war aber ein Heuchler und hat ihm nicht nachgelebt. Wir sollten's besser machen.

Ein wunder Punkt bei uns, der das Vertrauen der Mannschaft und der Offiziere in der Armee bedenklich erschüttert, ist dann, wie schon gesagt, das Hineinspielen der Politik in unsere militärischen Verhältnisse. In Deutschland weiß man, was für ein gefährlich Ding in dieser Beziehung die Politik ist und hat daher den Offizieren die Beteiligung daran strenge verboten. Das ist nun natürlich bei uns nicht durchführbar, aber statt daß man sie soviel wie möglich zurückzudrängen sucht, wird sie vielerorts noch großgezüchtet. Wer Großrat oder Kantonsrat ist, der wird mindestens Hauptmann oder Major, wer frisch in den Nationalrat oder Ständerat kommt, hat den Oberstentitel schon in der Tasche und wer der einen oder andern dieser Behörden mehrere Wahlperioden angehört, der kriegt einen Schein auf die militärische Unsterblichkeit ausgestellt und wäre es auch nur die von Territorialdienstes Gnaden. Nicht als ob ich damit sagen wollte, daß alle höheren Offiziere, die eine politische Würde einnehmen, ihrer militärischen Stellung nicht gewachsen wären und sie nicht redlich verdient hätten. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß ein guter Teil davon sehr tüchtige Truppenführer sind. Aber ein ebenso großer Teil ist dies nicht und muß geradezu als unfähig bezeichnet werden. Wie war es doch in den Manövern von 1905? Hatte da nicht ein höherer Truppenführer, der conseiller national und, soviel ich weiß, pontifex maximus an einer einflußreichen westschweizerischen Zeitung ist, seine militärische Unfähigkeit zur Evidenz erwiesen? Der letzte Soldat hat dies dort gefühlt, hat gefühlt, daß er unter diesem Manne unbedingt verloren wäre. Und doch hat der Betreffende heute noch sein Kommando inne und bringt es, wenn ihm die Götter und seine guten Freunde auch weiterhin gnädig sind, wohl noch gar zum Armeekorps-

Kommandanten. Man hat Beispiele. „Sie (die Stellung der Schweiz zum Ausland und ihre Unabhängigkeit) hängt auch ab — und darauf sieht das Ausland — von den Leistungen unserer Truppen, wie sie jeweilen an den großen Herbstübungen manifestiert werden. Unser Volk weiß das und hört mit aufmerksamem Ohr auf jedes Urteil über diese Truppenübungen, jedes Urteil, das unsern Lebensnerv, unser Militärwesen berührt.“ Bundespräsident Müller sagte dies am 15. Dezember 1906 im Nationalrat. Gewiß hat er recht, man weiß überall ganz genau, welches die tüchtigen und welches die schlechten Führer sind. Warum untergräbt man dann aber das Vertrauen der Offiziere und der Mannschaften in die Armee, indem man Führer beibehält, von denen ein jeder weiß, daß sie militärisch inferior sind, daß sie nichts oder doch wenig taugen? Wo soll da das unbedingte Zutrauen in die höhere Leitung, die erste Bedingung zum Siegen, herkommen? Ist es denn an den furchtbaren Lehren des ostasiatischen Krieges, wo Tausende durch die Unfähigkeit russischer Generale hingemordet wurden, nicht genug? Oder geht die Politik in unserm Lande soweit, daß die verderblichen Konsequenzen, die ein solches System haben muß, einzelnen zuliebe einfach unter den Tisch gewischt werden? Dann ist es allerdings besser, wenn wir ohne weiteres abrüsten, dann ist es, abgesehen von den Menschenleben, die im Ernstfall dadurch leichtsinnig aufs Spiel gesetzt würden, schade für jeden Franken, den wir noch für unser Militärwesen ausgeben. Man sage nicht, man wisse an maßgebender Stelle nichts von diesen Dingen. Was ich da vorbrachte, ist durchaus nichts neues. Man raunt es sich auch in den Gängen des Parlamentgebäudes, am Stammtisch und wo sonst noch in Weltgeschichte gemacht wird, mit einem Augurenlächeln zu, aber offen dagegen anzugehen, fällt selten jemand ein. Ich weiß auch sehr wohl, daß der Bundesrat hier fast machtlos ist. Um so eher wäre es an den Betreffenden und ihren Freunden selbst, hier Ordnung zu schaffen und im Interesse des Ganzen auf eine Ehre zu verzichten, die ihnen nicht zukommt. Das wäre eines Mannes würdig, wäre der wahre Patriotismus, von dem an unsern Festen mit hochgeschwellter Männerbrust und vielen Hurrarufen soviel geredet wird. Und dann wäre die Stimmung für die Revision auch weit besser, dann brauchte man sich nicht mehr darum zu sorgen. Wem die Integrität unseres Landes wirklich am Herzen liegt, weiß ja schon lange, daß wir ohne die neue Wehrordnung nicht mehr auskommen können, daß, wenn sie verworfen wird, wir notgedrungen hinter der Entwicklung zurückbleiben müssen. Was hilft es uns, wenn wir im Jahre einige Millionen ersparen und dabei zum Schatten heruntersinken, zu einem Staat, der vor jedem von außen kommenden Hauch zittern und sich ducken muß und dem Gegner knechtisch auch die andere Wange darbietet, wenn er auf die eine geschlagen wird! Das hieße wahrlich das mit soviel Blut gedüngte Erbe unserer Väter treu bewahren! Unsere Militärorganisation, wie sie jetzt ist, ist eine Halbheit, wie kaum eine zweite. Solche Halbheiten aber waren von jeher die schlimmsten Feinde der menschlichen Natur und ihrer Einrichtungen. Das mag man am 3. November 1907 bedenken.

J. O. Schmid.

